



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

59. JAHRGANG – HEFT 1
JANUAR / FEBRUAR 2007

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JANUAR / FEBRUAR 2007

INHALT

- Andreas Rössler: **Vorstufen des Glaubens** 1
Dorothea Zager: **Das Ziel vor Augen** 3
Hermann Pelchen: **Der Liebe Göttlichkeit** 8
Brigitte Hoffmann: **Vom Pietismus zum freien Christentum** 16
Bücher 21 **Leser-Echo** 25
Personen: Paul Schwarzenau gestorben 26
Aus der Mitgliederversammlung 2006 27 **Termine** 28
Zum Nachdenken: Thomas Hoffer, Feuerwerk und Diamant

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Druck

Maisch + Queck
Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Dr. Brigitte Hoffmann
Noltenweg 10, 70597 Stuttgart

Thomas Hoffer
Großbeerenstraße 12, 28211 Bremen

Pfarrer Hermann Pelchen
Parkstraße 3, 78126 Königfeld

Pfarrerin Dorothea Zager
Alzeyer Straße 118, 67540 Worms

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711/4 78 06 47
E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Vorstufen des Glaubens

Im „postmodernen“ Denken „konstruieren“ wir unsere geistige Welt. Für den italienischen Philosophen Gianni Vattimo „besteht unsere ontologische Sorge darin, wie wir das Sein ‚fundieren‘ können – nicht, indem wir versuchen, etwas zu finden, was schon da ist, sondern indem wir etwas konstruieren, das standhält, das die Zeit überdauert“ (in: Richard Rorty/ G. Vattimo: Die Zukunft der Religion, Frankfurt am Main 2006, S.78). Danach bilden wir uns unsere Grundüberzeugungen religiöser und ethischer Art so, dass wir darin Befriedigung finden. Die religiösen Überlieferungen und Bräuche sind dann Gebilde unserer frommen Phantasie. Wir erfreuen uns an ihrer Schönheit und sie erzeugen in uns eine feierliche und festliche Stimmung, wie es die Weihnachtlegenden bei Jung und Alt auch in einer Atmosphäre der Entkirchlichung und Verweltlichung immer noch vermögen. Gott selbst wird dann zum Produkt unserer Dichtung – einem besonders bedeutsamen Produkt freilich, weil sich hier unsere höchsten Werte und Ideale wie in einem Brennpunkt bündeln. Die Religion wird zum Spiel, in dem man nach bestimmten vereinbarten Regeln mitspielt, wie im gottesdienstlichen Ritual.

Doch kann das nicht alles sein. Ist Religion bloß Dichtung und Spiel, dann verliert sie ihren Ernst und wird zur Geschmackssache, wird beliebig. Sie mag für manche noch einen ästhetischen Reiz haben, verliert aber schließlich ihre Bedeutung für den Alltag und die Lebensführung und kann auch nicht hoffen lassen. Religion zielt aber auf Wahrheit, und zwar auf unbedingte, bleibend gültige Wahrheit – ob wir diese nun jemals erreichen können oder nicht. Sicher machen wir uns unsere Vorstellungen von Gott, und in den Symbolen vom Unbedingten liegt kulturelle Leistung, wie in einem guten Gedicht oder einem beeindruckenden musikalischen Werk. Es ist aber zu fragen, in welchen der Gott umschreibenden Vorstellungen und Symbole Wahrheit zu finden ist und in welchen nicht.

In der Religion geht es um „objektive Wahrheit“, auch wenn diese dichterisch, poetisch, künstlerisch ausgedrückt wird und sich im menschlichen Denken und Erleben nur bruchstückhaft spiegelt: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin“ (1. Korinther 13,12).

Auch in einem säkularistischen Umfeld, in dem das Christentum mit seinen Lehren und ethischen Weisungen an den Rand gedrängt ist und die Kirchen verzweifelt nach einer „Wiederkehr der Religion“ Ausschau halten, darf man als Christ erhobenen Hauptes festhalten: In unserer Religion haben wir es mit dem zu tun, „was uns unbedingt angeht“, und nur das geht uns unbedingt an, „was über unser Sein oder Nichtsein entscheidet“ (so Paul Tillich). In der Religion fragen wir nach nicht weniger als nach dem Urgrund und dem Ziel von allem, der alles bedingenden, tragenden und umgreifenden Daseinsmacht. Diese kosmische Intelligenz ist nicht davon abhängig, wie viele oder wie wenige wie an sie glauben. Aber unser Lebenssinn hängt davon ab, ob und wie die göttliche Daseinsmacht zu uns steht.

Theologen wie Paul Tillich haben ein allgemeinmenschliches Bewusstsein vom Unbedingten (ein universales „Transzendenzbewusstsein“) herausgearbeitet. Danach können wir Menschen gar nicht anders, als etwas uns Tragendes, eine uns vorgegebene Daseinsmacht vorauszusetzen.

Im Bereich der allgemein überprüfbaren Vernunftkenntnis bleibt freilich der Charakter der göttlichen Dimension offen. Ist das göttliche Profil, das Wesen und der Wille der Schöpfermacht, Liebe und Barmherzigkeit zu den Geschöpfen? Oder ist das göttliche Profil streng und unerbittlich vergeltende Gerechtigkeit? Oder willkürliches Schicksal? Oder bloße Materie und Energie ohne Geist, Bewusstsein und Willen? Gläubige Christen sind von der ersten dieser Alternativen überzeugt. Dabei ist der Zweifel immer der Schatten des Glaubens, schon weil Gott unendlich größer ist als unser Begreifen und Erkennen und uns oft verborgen bleibt.

Christen tun gut daran, das universale Transzendenzbewusstsein zu pflegen, und das nicht nur, weil es im Zweifel immer noch Halt geben kann und uns beim Suchen nach Wahrheit festhält. Diese Ahnung von einer alles bedingenden Daseinsmacht ist zugleich eine Plattform, auf der wir Andersgläubigen begegnen können und uns gemeinsam mit ihnen auf das Bleibende, das Ewige besinnen können.

Die katholische Fundamentaltheologie redet hier von den „Präambeln (Vorstufen) des Glaubens“, nämlich von „Voraussetzungen der Glaubensaussagen, die der natürlichen Erkenntnis zugänglich sind“ (so der Jesuit Hans Waldenfels). Auch die evangelische Theologie sollte sich intensiver mit den Vorstufen des christlichen Glaubens beschäftigen. Sie muss freilich um der Wahrhaftigkeit willen zugeben, dass sich das Dasein des personal-überpersönlich vorzustellenden Gottes, der zugleich Schöpfer, Erlöser und Vollender ist, nicht rein mit der Vernunft oder der denkerisch verarbeiteten Erfahrung beweisen lässt. Das universale

Transzendenzbewusstsein setzt die Daseinsmacht voraus, fragt aber erst noch nach ihrem Charakter, ihrem wahren Profil.

Die „Präambeln des Glaubens“ lassen sich in drei Blickrichtungen bündeln: im Woher, im Weg und im Wohin.

Was ist das Woher von allem? „Wieso ist überhaupt etwas und nicht nichts?“, fragten Philosophen wie Leibniz. Das Dasein als solches ist ein Geheimnis. Es ist zum Staunen. Das führt uns zur Ehrfurcht und zur Selbstbescheidung vor der immer größeren Wahrheit.

Was ist unser Weg? Unser Gewissen weiß um den Gegensatz von Gut und Böse. Wir sehen uns zum Guten gefordert, insbesondere zu Gerechtigkeit, Liebe und Wahrhaftigkeit. Freilich erfahren wir ständig unsere eigenen Grenzen und unser Scheitern. Ist die unbedingte Forderung zum Guten in der Daseinsmacht begründet? Wenn ja: Sind wir von dieser Daseinsmacht trotz unseres Versagens geliebt und angenommen?

Was ist das Wohin von allem? Wir erfahren die Vergänglichkeit von allem Erfreulichen und auch allem Schlimmen. Wozu die Freude und das Leid? Was bleibt zuletzt? Endet alles im Nichts und ist damit vergeblich? Oder mündet alles in einen guten Sinn, in eine letzte Erfüllung? Bleibt alles in der Daseinsmacht gut aufgehoben?

In der christlichen Botschaft fällt auf die allgemeinmenschlichen Fragen nach dem Woher, dem Weg und dem Wohin ein Licht: Ist der barmherzige, liebende Schöpfer aller Dinge und Wesen das wahre Woher und Wohin von allem, dann haben wir zugleich die hilfreiche und befreiende Weisung für unseren Weg jetzt.

Andreas Rössler

Dorothea Zager

Das Ziel vor Augen

Gedanken zu Philipper 3,12-14

Bei der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum in Bremen hielt Pfarrerin Dorothea Zager (Worms) am 24. September 2006 den Gottesdienst in der St. Remberti-Kirche. Dabei stellte sie sich dem Thema „Abenteuer Religion“, indem sie über einen Abschnitt aus dem Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde zu Philippi nachdachte.

„Nicht, dass ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht so ein, dass ich's ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus“ (Philipper 3,12-14).

Kennen Sie Herrmann? Ich meine weder den berühmten Hermann den Cherusker, dessen Denkmal im Teutoburger Wald sein Schwert in den Himmel reckt, noch den verliebten Hermann, den Johann Wolfgang von Goethe in seinem Epos besingt. Ich meine Herrmann, den Kuchen!

Wir kennen ihn wahrscheinlich alle. Jede Hausfrau unter uns hat im Laufe der 80er- und 90er-Jahre einmal einen „Herrmann“ geschenkt bekommen und ihn solange gebacken und in kleinen Teilen an Freundinnen und Nachbarinnen weiterverschenkt, bis die ganze Familie für eine Weile mal herrmannsatt war und sich nach Obstkuchen oder Frankfurter Kranz sehnte. Aber an Herrmann ist etwas Besonderes. Herrmann ist kein Kuchen wie jeder andere, der gebacken, aufgetischt und verzehrt wird. Herrmann hat nie ein Ende. Wenn er gärt, streckt er sich über die Hälfte seines Volumens in die Höhe. Und wenn er gebacken wird, sorgt die Hausfrau dafür, dass Herrmann weiterlebt. Sie nimmt eine Tasse Herrmann-Teig beiseite und setzt neuen Teig an. Für sich und für Freunde und für Nachbarn. Herrmann wird weitergeschenkt. Er hat nie ein Ende. Er wächst immer, immer weiter und immer wieder von vorne. Da sage doch mal jemand, es wüchsen keine Bäume in den Himmel. Herrmann kann das.

Noch nicht fertig mit dem Glauben

Genauso ist es mit unserem Glauben. Fertig sind wir damit nie. Unser Glaube wächst, ja er gärt manchmal wie ein Herrmann-Teig, wird groß und stark, ein andermal fällt er auch wieder zusammen und ist nicht mehr als eine Tasse voll Mehl und Hefe. Aber Kraft hat er, zu wachsen, immer wieder neu, selbst wenn nur noch ein kleiner Rest übrig ist. Er wächst wieder. Verteilen will er sich. Weitergegeben werden will er und er will in uns stark werden.

Man kann auch mal „glaubensatt“ sein - genauso, wie man manchmal den Herrmann satt hat. Dann mag man wochenlang nicht davon essen und nicht daran denken. Aber man kommt wieder darauf zurück. Irgendwann hat man wieder Hunger - Hunger nach Glauben, Hunger nach Gewissheit.

Wenn ich die Konfirmanden sehe, und dann solche, die bereits konfirmiert sind und mit vielen Fragen und Zweifeln hier in die Kirche kommen, und wenn

ich dann die Älteren sehe, die seit Jahren und Jahrzehnten den Gottesdienst lieben und hierher kommen, weil für sie der Sonntag erst durch den Gottesdienst zum Sonntag wird, dann denke ich: Ja, genau! Paulus hat Recht: Wir sind alle noch nicht fertig mit unserem Glauben. Ob wir nun 13, 53 oder 83 Jahre alt sind. Die ganz Jungen, für die das „Abenteuer Religion“ noch beginnt; die Erwachsenen, die mitten im Leben und im Glauben stehen; die Kirchentreuen, die schon viele, viele Predigten gehört haben: Wir alle sind unterwegs und noch nicht am Ziel.

Paulus sagt: Ich bin genau wie ihr, voller Fragen, aber auch voller Energie. Ich weiß, ich bin nicht vollkommen im Glauben. Ich versuche, zu vergessen, was hinter mir liegt, und ich kämpfe darum, das Ziel zu erreichen: die Erfüllung aller meiner Hoffnungen bei Gott und damit die Sicherheit, dass mein Glaube nicht umsonst gewesen ist.

Wenn selbst eine so große Persönlichkeit wie Paulus zugibt, kämpfen zu müssen, sich also in Glaubensdingen gar nicht ganz so sicher zu sein, dann ist das eine große Ermutigung für uns alle, unseren eigenen Glaubensweg tapfer weiterzugehen, durch alle Fragen und Zweifel hindurch. Sehen wir einmal genauer hin, was Paulus von sich erzählt:

„Ich bin nicht vollkommen“

Paulus sagt: „Ich bin nicht vollkommen“ (Philipper 3,12). Seit Jahrzehnten wird uns eingebläut, wir seien alle völlig in Ordnung. „Ich will so bleiben, wie ich bin“, tönt die Diätwerbung aus dem Fernseher und redet uns ein, wir seien im Grund perfekt und nichts müsse sich ändern. Auch das Buch „Ich bin o.k. - Du bist o.k.“ von Thomas A. Harris wurde allein drei Millionen Mal verkauft und von Hobby-Psychologen gelesen. Von den Schlachtenbummler-Gesängen „We are the champions“ mal ganz abgesehen!

Wir sind weder Sieger noch immer o.k. Und wir wissen das auch genau. Jeder von uns leidet unter Unvollkommenheit - jeder in anderer Weise. Die Konfirmanden und Jugendlichen quält vielleicht noch der letzte Zeugnisdurchschnitt oder der Blick in den Spiegel und auf die Waage. Wir Erwachsenen tragen unsere Unzulänglichkeiten etwas heimlicher mit uns herum: Der eine leidet unter seiner Ungeduld, der andere unter seiner Unfähigkeit zu verzeihen, ein dritter wiederum wäre glücklich, er könnte etwas rückgängig machen, womit er einen anderen verletzt hat.

Wir sind nicht vollkommen. Nur wer das erkennt und ehrlich eingesteht, ist auch offen für den Reichtum, den unser Glaube für uns bereithält.

„Ich lasse hinter mir, was war“

Paulus sagt: „Ich lasse alles hinter mir, was war“ (Philipper 3,13). Kaum jemand von uns wird so ein erschütterndes Bekehrungserlebnis vorweisen können, wie es von Paulus berichtet wird: mit grellem Licht und der gewaltigen Stimme Jesu aus dem Himmel, mit tagelanger Blindheit und Hilflosigkeit. Das muss auch gar nicht sein. Niemand von uns muss den Tag benennen können, an dem „Jesus in sein Leben trat“. Wenn Sie einmal ein Mitchrist benötigt, davon zu erzählen, dann sagen Sie ihm mutig: „Ich hatte nie ein Bekehrungserlebnis und bin trotzdem Christ!“

Wichtig ist der Mut, das Alte hinter sich zu lassen und neu anzufangen, und das jeden Tag. Jesus hat in so vielen Situationen genau das die Menschen gelehrt: „Fang neu an, wenn Gott dir deine Schuld verzeiht!“ Die Ehebrecherin durfte ein neues Leben anfangen, der Blinde von Jericho, Zachäus auf dem Baum, genauso wie die vielen Kranken und Traurigen, die Jesus heilte und tröstete. Das gilt auch für uns: „Lass hinter dir, was dich bedrückt! Fang neu an!“

Das ist genauso, als dürfte man ein neues Schulheft anfangen, mit schönen neuen weißen Seiten und in dem festen Vorhaben: „Jetzt aber strenge ich mich an“. Dieses Heft wird bestimmt sauberer und schöner als das alte.

Im übertragenen Sinne heißt das: Auch nach einer Woche ungeduldiger und harter Worte in der Familie ermutigt uns Gott, es erneut zu versuchen mit der Geduld und der Liebenswürdigkeit. Auch nach einer Woche, in der die Fronten eines alten Streites härter waren denn je, ermutigt uns Gott, Schritte der Versöhnung aufeinander zuzugehen. Auch wenn wir unterlassene Hilfe oder ein ungesagtes Wort wie einen Stachel in uns herumtragen, ermutigt uns Gott, das Wort auch jetzt noch zu wagen und die Hilfe dennoch anzubieten - selbst dann, wenn die anderen sich darüber auf einmal wundern.

„Lasst auch ihr alles hinter euch, was war!“, sagt uns Paulus. Die Vergebung Gottes macht es möglich, dass ihr neu anfangen könnt, auch wenn sich die anderen über euch wundern.

Und jetzt kommt das Entscheidende, das, was unseren Glauben zum Abenteuer macht:

„Ich strecke mich aus nach dem, was vorne ist“

Paulus sagt: „Ich strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel“ (Philipper 3,13b-14). Noch sind wir keine Champions, und noch sind wir auch nicht o.k. Aber wenn es stimmt, was Jesus Christus uns

verheißen hat, dann wird der Tag kommen, an dem alle Fragen und Zweifel und alles Ringen ein Ende hat: der Tag der Antworten, der Sicherheit, der Geborgenheit.

Wer von uns möchte diesen Tag nicht erleben? Einen Tag, an dem uns Gott endlich erklärt, warum diese Welt so ist, wie sie ist: so grausam oft die Gesetze der Natur; so unberechenbar die Naturgewalten wie Flutwellen und Erdbeben; so unversöhnlich die Völker in ihrem Wüten und Streiten. Wer von uns möchte nicht endlich die Antwort hören auf unsere Frage: Herr, warum das alles? Wer von uns möchte diesen Tag nicht erleben, an dem wir ganz genau und ohne jeden Zweifel sehen und erkennen: Es ist tatsächlich wahr! Gott lebt wirklich und die ewige Geborgenheit, auf die wir nach dem Tod gehofft haben, ist weder eine fromme Illusion noch Opium für das Volk. Wer von uns möchte diesen Tag nicht erleben, an dem unsere Angst vergeht? Die Angst, nicht mehr geliebt zu werden; die Angst um unser Leben; die Angst vor Einsamkeit. Wenn wir bei Gott endgültig geborgen sein werden, ist all diese Angst vergangen, das Ringen zu Ende. Es bleibt dann nur eines: Geborgenheit.

Das zu erleben, ist das Ziel unseres Glaubens: den Tag, an dem die Fragen beantwortet werden, die Zweifel schweigen und die Angst vergeht. Paulus nennt das „den Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes“. Ich würde es so ausdrücken: das wahre Glück.

Unterwegs zur Glückseligkeit

Auf die brennendsten Fragen unseres Lebens Antworten zu bekommen; die Zweifel, die uns jahrelang gequält haben, auszuräumen; und Liebe zu erleben, die niemals endet - nichts anderes ist wahres Glück. Unsere Großeltern nannten es „Seligkeit“. Sie wussten warum.

Wie kommen wir aber da nun hin? Die Antwort ist einfach und mühevoll zugleich: mit Wahrhaftigkeit auf der einen und mit Gottvertrauen auf der anderen Seite.

Das ist das Erste, was wir lernen müssen: wahrhaftig zuzugeben, dass wir fehlerhaft sind. Das braucht Mut und Ehrlichkeit. Denn Fehler zugeben müssen wir nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen - und das ist manchmal noch schwerer.

Das Zweite ist das Vertrauen. Wenn Gott uns vergibt, dann können wir neu anfangen, auch wenn uns Menschen immer noch böse sind. Brücken schlagen, Hände reichen, versöhnen - all diese schönen Worte bedeuten eigentlich nichts anderes als: Ich versuche es, mit der Vergebung Gottes im Rücken, auch den

steinigen Weg zu meinem Gegner zu gehen, oder zu meinem Ehepartner oder meinem Freund, mit dem ich mich zerstritten habe. Mit der Vergebung Gottes im Rücken schaffe ich es, den Menschen wieder in den Arm zu schließen, den ich doch lieb habe - so lange, bis auch er mir verzeiht.

Gottvertrauen heißt auch, ungeklärte Fragen offen zu lassen, Zweifel auszuhalten, ja notfalls das Nicht-Verstehen zu ertragen - so lange, bis Gott uns schließlich selbst die Augen öffnet.

Das ist nicht einfach. Jeder weiß das, auch Paulus. Deswegen vergleicht er den Glauben auch mit einem harten sportlichen Wettkampf. Wer von uns Sport treibt, weiß, wie es sich anfühlt, wirklich das Letzte an Kraft aus sich herauszuholen, um das Ziel zu erreichen. Paulus verschweigt nicht, dass der Glaubenskampf manchmal genauso mühsam und kräftezehrend ist. Aber es lohnt sich. Für Konfirmanden genauso wie für erwachsene Christen, für Kirchentreue genauso wie für Zweifler.

Glauben ist und bleibt ein Abenteuer. Aber ein Abenteuer mit gutem Ausgang.

Hermann Pelchen

Der Liebe Göttlichkeit

Plädoyer für ein aufgeklärtes Christentum

Der Begriff „Offenbarung“ wird nicht nur von Religionen zur übernatürlichen Begründung nicht beweisbarer Dogmen verwendet, sondern er wird auch rein diesseitig im Sinne von „kenntlich werden“ oder „kenntlich machen“ gebraucht. In diesem Sinne „offenbart“ uns der in unserer Zeit nicht mehr „theistische“, sondern naturwissenschaftlich bestimmte Blick auf unsere Wirklichkeit, die Kosmologie und die Biologie, kurz die „Natur“, nur deren Ambivalenz (Mehrdeutigkeit). Dagegen vermag uns der historisch-kritische, dogmatisch nicht mehr verstellte Blick auf das Christentum die Liebe als eine den einzelnen Menschen transzendierende (überschreitende), Sinn stiftende Kraft zu „offenbaren“, wofür im Folgenden plädiert werden soll. Der Verfasser dieses Plädoyers hat als Pfarrer schon seinen Konfirmanden klar zu machen versucht, dass die Natur ambivalent ist und dass erst durch die von Jesus gelehrt und gelebte Liebe unsere Existenz eindeutig wird.

In den beiden letzten Jahren haben zahlreiche Katastrophen, medienwirksame kirchliche Ereignisse, die von Amerika nach Europa übergreifende Kampagne

gegen die Evolutionsbiologie und schließlich die neuesten Ergebnisse der Hirnforschung die Diskussion über Religion im Allgemeinen und das Christentum im Besonderen erneut angefacht. Dabei ist aber nur eine tiefe Kluft zwischen einer antiaufklärerischen Bewegung für die Rückkehr der Religion im herkömmlichen Gewand und einem religionskritischen Atheismus offenbar geworden, die auch durch eine verschwommene Religiosität nicht überbrückt wird.

Gibt es eine Vermittlung zwischen den Gegensätzen? Gibt es ein undogmatisches Christentum, das über die Grenzen der Kirchen, ja der Religionen hinweg einladend und wirksam bleibt? Ist es möglich, Christ zu sein, ohne in traditioneller Weise an Gott zu glauben?

Diese Fragen stellen sich einem Theologen, der überzeugt ist, dass sich in der christlichen Tradition eine Wirklichkeit ausspricht, die wir nicht verlieren dürfen, wenn wir uns selbst und unsere Erde nicht verlieren wollen, wenn die Menschheit nicht an Barbarei zugrunde gehen soll. Diese Fragen stellen sich besonders im Hinblick auf die jetzt noch in der Minderheit befindlichen Zeitgenossen, welche die Welt vorwiegend naturalistisch-naturwissenschaftlich verstehen und sich selbst als Atheisten bezeichnen.

Zweifel an traditionellen Gottesvorstellungen

Um auf diese Fragen eine Antwort zu versuchen, müssen zunächst die sehr verschiedenen Gründe für Zweifel an den traditionellen Gottesvorstellungen ernst genommen werden.

(1) Die historisch-kritische Erforschung der Bibel:

Durch sie wurde die Bibel unbeschadet ihrer tiefen Lebensweisheiten und Poesie als eine Sammlung zeit- und umweltabhängiger Vorstellungen und Deutungen mit ihren Widersprüchen und Irrtümern erkannt, die ein buchstäbliches Fürwahrhalten und eine daraus sich entwickelnde Dogmatik nicht mehr erlauben.

(2) Die Unmöglichkeit der Theodizee (= der Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel und des Bösen in der Welt):

Der Versuch einer Verteidigung eines gleichermaßen allmächtigen und gütigen Gottes gegenüber dem Leiden Unschuldiger kann angesichts der immer zahlreicher ins Bewusstsein tretenden Massenmorde aller Zeiten und in allen Erdteilen, auch angesichts der von riesigen Naturkatastrophen betroffenen Teile der Weltbevölkerung nicht mehr gelingen.

(3) Die naturwissenschaftliche Welterklärung:

Die Naturwissenschaft als Ursache für Zweifel an Gott ist erst jetzt zu nennen, weil die „Kränkungen“ des menschlichen Selbstverständnisses durch Nikolaus

Kopernikus, Charles Darwin, Sigmund Freud und neuerdings durch die Hirnforschung in zeitlichem Abstand aufgetreten sind, wegen ihrer teilweise unanschaulichen Kompliziertheit erst allmählich wahrgenommen werden, sich aber jetzt summieren.

(4) Das Nebeneinander der Weltreligionen:

Der angesichts der Ideologie „Heiliger Kriege“ notwendige Dialog der Weltreligionen macht auch bewusst, dass diese trotz ihrer verschiedenen Erscheinungsformen die Erfahrungen der Menschen, besonders die von Ohnmacht, Endlichkeit und Ungerechtigkeit, deuten wollen und dazu ganz ähnliche Mythen entwickelt haben. Dieser Vergleich relativiert aber auch die Positionen „allein seligmachender“ Religionen und „ewiger Wahrheiten“.

(5) Die globale Ungerechtigkeit in den Lebensbedingungen:

Unbeschadet möglicher religiöser Ergebnislichkeit in leidvolle individuelle Schicksale, unbeschadet singulärer, oft als Eingreifen Gottes (oder eines „Schutzengels“) gedeuteter Bewahrung in Katastrophen, ist im Blick auf die Gesamtheit menschlicher Schicksale nur eine schreiende Ungerechtigkeit in den Lebensbedingungen festzustellen, auch wenn sie teilweise menschlicher Schuld zuzuschreiben ist, wobei die Schuldigen wiederum ungerechterweise von der Ungerechtigkeit am wenigsten betroffen sind.

Theologie und Naturwissenschaft

Alle diese Gründe für Zweifel an den traditionellen Gottesvorstellungen verstärken sich gegenseitig. Meistens wird sehr einseitig aus einem einzigen Blickwinkel die Gottesfrage angesprochen und der Gottesglaube kritisiert oder verteidigt, ohne jeweils die anderen ebenso wichtigen Aspekte zu bedenken. Theologen, welche die kirchliche Lehre über Jesus Christus historisch-kritisch analysieren und entmythologisieren, reden oft weiterhin völlig arglos von Gott. Theologen, welche der Naturwissenschaft bestreiten, religionskritische Aussagen zur Gottesfrage machen zu können, tun so, als wäre das die einzige Infragestellung des Gottesglaubens. Theologen, welche trotz des Leidens Unschuldiger und des gegenwärtigen Zustands der Menschheit an herkömmlichen Gottesvorstellungen festhalten, nehmen die Bestreitung derselben durch viele Naturwissenschaftler nicht zur Kenntnis.

Dabei kommt man um die Feststellung nicht herum, dass selbst dort, wo eine komplementäre gegenseitige Ergänzung von Theologie und Naturwissenschaft für möglich gehalten wird, meistens bei Theologen, die gleichzeitig auch Naturwissenschaftler sind, ein ganz anderer Gott herauskommt als in den drei mono-

theistischen Religionen, jedenfalls keiner, der in individuelle Lebensschicksale oder in das Weltgeschehen eingreift (etwa Ian G. Barbour, „Wissenschaft und Glaube“, Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2003; das Buch beschreibt die Wechselwirkungen zwischen Naturwissenschaft und Religion seit dem 17. Jahrhundert).

2006 ist die Übersetzung eines Buches des emeritierten anglikanischen Bischofs John Shelby Spong erschienen, in dem er das Absterben des „Theismus“ feststellt („Warum der alte Glaube neu geboren werden muss. Ein Bischof bezieht Position“, Patmos Verlag, Düsseldorf 2006; besprochen in Freies Christentum 5/2006, S. 130-132). Spong definiert den „theistischen“ Gott als „ein Wesen mit übernatürlicher Macht, das außerhalb dieser Welt wohnt und von Zeit zu Zeit in dieser Welt eingreift, um den göttlichen Willen zu erfüllen“. Spong dagegen glaubt „nicht an einen Gott, der einer Nation helfen kann, einen Krieg zu gewinnen, der eingreifen kann, die Krankheit eines geliebten Menschen zu heilen, einer Mannschaft im Sport zum Sieg über ihren Gegner zu verhelfen oder das Wetter zu jemandes Gunsten verändern kann“. So verwundert es nicht, dass hartnäckig gefragt wird, was denn der Begriff „Gott“ noch bedeuten könne und wie es überhaupt zu der Vorstellung eines solchen „theistischen“ Gottes gekommen ist.

Auffällig sind die Titel zweier weiterer jüngst erschienener Bücher: Martin Urban, „Warum der Mensch glaubt - Von der Suche nach dem Sinn“ (Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2005); und Detlef Clas/ Gabor Paal (Herausgeber), „Gottes Bilder - Warum wir glauben“ (Markstein Verlag, Filderstadt 2006). Urban führt aus, wie die geistigen und spirituellen Bedürfnisse des Menschen auf biologischen Grundlagen beruhen, die sich im Verlaufe der Evolution entwickelt haben. Der Sammelband „Gottes Bilder - Warum wir glauben“ enthält „ein wahres Potpourri an Expertenmeinungen, in dem jeder seine eigene Meinung wiederfinden kann“. Zahlreiche Hirnforscher jedenfalls bestreiten einhellig den Anspruch auf übernatürliche Offenbarung, von wem auch immer er erhoben würde.

Hier muss noch ein Wort zu dem Bestreben gesagt werden, welches mit der Theorie eines „Intelligent Design“ einen Gottesbeweis erbringen möchte. Dieses Bestreben wurde in den Medien ausführlich kritisiert und mit dem Hinweis auf die neben aller Faszination nicht zu leugnende Grausamkeit der kreativen Evolution widerlegt. Der Evolutionsbiologe Stephen Jay Gould und andere haben im Detail aufgedeckt: Es gab zu viele Sackgassen und ausgestorbene Arten und zuviel Verschwendung, Leiden und Böses, um jedes Ereignis dem persönlichen Willen Gottes zuzuordnen.

So gibt es sicher seit langem eine große Zahl anonymer Zeitgenossen, die mit der kirchlichen Dogmatik nichts mehr anfangen können, aber trotzdem für Kirche und Christentum aufgeschlossen sind, weil sie deren gegenwärtige soziale Aktivitäten schätzen, weil sie trotz allen Verrates den roten Faden der Nächstenliebe nicht übersehen, der sich durch die gesamte Kirchengeschichte zieht, und weil sie an das friedensstiftende Potenzial des Christentums gerade in der Gegenwart glauben. Solchen Christen hat schon vor Jahren der Neurochirurg Rudolf Kautzky eine Stimme verliehen (posthum veröffentlicht in „Euthanasie und Gottesfrage/ Medizinische Texte und theologische Provokationen“, Radius Verlag Stuttgart 2004). Für Kautzky ist Gott „nicht mehr eine plump oder subtil anthropomorph personifizierte, in ein Jenseits projizierte Naturgewalt oder Geschichtsmacht, auch nicht deren in Formeln erblasste, nicht mehr greifbare Abstraktion, [...] sondern die Beziehung zum Nächsten. [...] Als christlich darf diese ‚Glauben‘ genannte Lebenshaltung bezeichnet werden, weil der, der sie durch eine letztlich nicht begründbare Entscheidung gewonnen hat, sich bewusst ist, dass er sie dem Aufruf und dem Beispiel Jesu verdankt.“ Wenn Kautzky allerdings meint, „man könnte den gesamten Glaubensinhalt durch drei Stichworte markieren: 1. verdankte Existenz, 2. radikale Humanität, 3. unbedingte Zuversicht“, so wird man gerade gegenüber dem dritten Stichwort als realistischer Zeitgenosse fragen müssen: Ist Zuversicht wirklich begründet, wenn „Gott“ in Ethik aufgeht und wenn mit einer den Menschen transzendierenden und damit Zuversicht stiftenden Wirkmacht nicht zu rechnen ist und wenn das Gelingen allein vom sittlichen Willen des irrenden und manipulierbaren Menschen abhängt?

Die Wirkmacht der Liebe

Bleibt dem Christentum angesichts des immer mehr um sich greifenden Zweifels an einem „theistisch“ verstandenen Gott [„Theismus“ bedeutet: die Vorstellung von Gott als Überperson über und neben der Welt; die Redaktion] nur die Alternative eines sich auf Jesus von Nazareth berufenden sittlichen Appells? Oder besitzt das Christentum eine auch für aufgeklärtes Denken zur Annahme dieses sittlichen Appells erkennbare und glaubwürdig Vertrauen stiftende Kraft?

Letzteres soll im Folgenden bejaht und begründet werden, wobei sich die Formulierung „Der Liebe Göttlichkeit“ als eine für die heutige Zeit mögliche Auslegung des in der Theologie als Hauptsatz der Bibel bezeichneten kurzen Satzes versteht: „Gott ist Liebe“ (1. Johannes 4,16b).

Wenn schon das geistige und künstlerische Schaffen vieler Denker und Dichter, Künstler und Religionsstifter weit über deren Tod hinaus Wirkung gezeigt hat, so müssen und dürfen wir erst Recht die Wirkung und Überzeugungskraft der in Jesu Lehre und Leben offenbaren Liebe auch in der Gegenwart erkennen. Trotz Verrats und Perversion dieser Liebe in der Geschichte der Kirche ist diese Liebe nicht untergegangen, sondern in namhafter und namenloser Nächstenliebe durch zweitausend Jahre in Erscheinung getreten, sodass ihre Notwendigkeit gerade im gegenwärtigen Zustand der Menschheit als der Kern des Christentums und der abendländischen Kultur erkannt werden kann. Wenn Menschen schon geneigt sind, der in der Natur wahrnehmbaren ambivalenten schöpferischen Potenz Göttlichkeit zuzuerkennen, wie viel mehr dürfen wir der eindeutigen Liebe eine unsere eigene Endlichkeit tatsächlich transzendierende Wirkkraft zutrauen. Jesus hat die Liebe innerhalb der damaligen religiösen Daseinsdeutung selbstverständlich als Liebe Gottes verstanden. Aber da aufgeklärte Christen sich heute nicht mehr an die theistischen Wurzeln auch des Neuen Testaments gebunden fühlen müssen, dürfen wir das, was in der Vergangenheit von einem jenseitigen Gott erwartet wurde, heute von der „Macht der Liebe“ erhoffen. Das ist gemeint, wenn hier von „der Liebe Göttlichkeit“ die Rede ist.

Dabei bleibt es jedem überlassen, wie er die Tatsache der Wirkmacht der Liebe, der Überlegenheit der Liebe über den Hass - auch anders als hier - verstehen und bezeichnen möchte, wie die folgenden drei Beispiele zeigen:

(1) In der *Prozesstheologie*, begründet von Alfred North Whitehead (1861-1947) und anderen, ist im Unterschied oder Gegensatz zu herkömmlichen Gottesvorstellungen von der Macht der Liebe die Rede: „Prozessdenker weisen die Vorstellung vom allmächtigen Gott zurück, sie glauben an einen überzeugenden, nicht nötigen Gott. [...] Der Gott des Prozessdenkens hat zwar Macht, aber dabei handelt es sich um die erweckende Macht der Liebe und der Inspiration und nicht um eine kontrollierende einseitige Macht. [...] Die Macht der Liebe und der Güte gibt sicherlich Anlass zu Anbetung, Hingabe und Dankbarkeit für das, was Gott getan hat, während reine Macht nur Ehrfurcht und Angst hervorruft. Die Liebe Gottes ist auf kurze Sicht nicht zwingend, langfristig aber unerschöpflich. [...] Christliche Prozesstheologen betonen, dass die Macht der Liebe, die sich im Kreuz symbolisiert, in der hervorgerufenen Erwiderung besteht und dabei die Integrität anderer Wesen respektiert wird. [...] Gott bestimmt den Ausgang der Ereignisse nicht und greift auch nicht einschränkend in die Selbsterschaffung aller Wesen ein. [...] Die Macht der Liebe besteht in ihrer Fähigkeit, eine Reaktion hervorzurufen und dennoch zugleich die Integrität des Anderen zu respektieren“ (nach Ian G. Barbour).

(2) *Pierre Teilhard de Chardin* (1881-1955), Jesuit und Paläontologe, dessen Anliegen es war, die Christologie aus ihrem lateinisch-juridischen in ein gegenwärtig evolutionäres Verständnis zu übersetzen, hat im Blick auf unser irdisches Dasein von erdgeschichtlich sich nacheinander um die Erde legenden Sphären gesprochen: der Lithosphäre (Gesteinsmantel), der Biosphäre (Lebenshülle) und der Noosphäre (erdumspannendes Bewusstsein). Inzwischen wird allgemein anerkannt, dass das Auftreten des Bewusstseins ein ebenso großer Entwicklungsschritt war wie der Übergang von unbelebter Materie zum sich selbst organisierenden Leben. Teilhard hat Christus als die Erfüllung der Evolution beschrieben. Seiner Ansicht nach war Christus nicht vorrangig ein Gegenmittel für die Sünden der Menschen, sondern eine neue Ebene in der Evolution und mit dem gesamten kosmischen Prozess verbunden. Warum könnte sich konsequenterweise nicht auch noch „christlich“ eine Sphäre wirksamer Liebe um die Erde legen, auch wenn es im Augenblick gar nicht danach aussieht?

(3) So legt denn auch der Theologe und Physiker *Ian G. Barbour* nahe, „dass wir aus einer evolutionären Perspektive sowohl die menschlichen als auch die göttlichen Tätigkeiten in Christus als eine Weiterführung und Intensivierung dessen betrachten, was vorher geschehen war. Wir können in ihm ein neues Stadium der Evolution sehen und des Wirkens Gottes. Christus als Person (nicht nur als Körper) war Teil eines fortdauernden Prozesses, der über Australopithecus und die frühen Lebensformen zurück zu den Atomen führt, die in den urzeitlichen Himmelskörpern gebildet wurden.[...] Bezüglich seiner Person, seines Lebens und seiner Ideen sowie hinsichtlich der Reaktion seiner Umgebung stellte er etwas wirklich Neues dar.“

Das Wunder des Wachstums

Wie immer man die Wirkmacht der von Jesus verkündeten Liebe verstehen oder bezeichnen will, entscheidend ist, dass das Vertrauen in sie erhalten bleibt und gestärkt wird. Wenn die oben skizzierte Prozesstheologie darauf hinweist, dass die Macht der Liebe in ihrer Fähigkeit besteht, eine Reaktion hervorzurufen, dann ist der Vergleich der Rolle des Menschen in der Macht der Liebe mit seiner Rolle gegenüber der natürlichen Kraft des Wachstums erhellend: Die Macht der Liebe gleich dem Wachstum in Feld und Flur, das vor dem Menschen existierte, ohne das es menschliches Leben nicht gäbe, das wir nicht machen können, selbst wenn wir es heutzutage manipulieren können. Was war das für eine kulturelle Revolution, als die Menschheit in ihrer Frühgeschichte die Möglichkeit des Säens und die Kraft, das Wunder des Wachstums entdeckt hatte!

Der Widerschein des Staunens darüber scheint noch in Jesu Gleichnis von der selbstwachsenden Saat (Markus 4,26-29) auf: „Ein Mensch wirft Samen aufs Land und schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst - er weiß nicht, wie. Denn von selbst [automatisch] bringt die Erde Frucht.“ Aber dieser natürliche Vorgang ist dort eben ein Gleichnis: „Er [Jesus] sprach: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft.“ Ein Gleichnis für ein ganz anderes Wachstum also: in der damaligen Terminologie für das Wachsen des Reiches Gottes, in der hier gewählten Terminologie für die Wirkmacht der Liebe, die ihre Frucht bringt. Der Mensch kann Liebe säen. Ob, wann und wie Liebe wirkt, das kann er nicht erzwingen, aber er darf darauf vertrauen, dass sie etwas bewirken wird. Dieses Vertrauen kann sich auch auf Erfahrung berufen, genauso wie die Erwartung des natürlichen Wachstums. Dieses Vertrauen und damit diese Wirkung stärkt nicht nur der Blick auf die im Christentum immer wieder verwirklichte Hingabe von Menschen an die Liebe, sondern ebenso die Verinnerlichung der totalen Hingabe Jesu von Nazareth an die Liebe und die ständige Ausrichtung unserer unvollkommenen Liebesbemühung an ihm. „Der Liebe Göttlichkeit“ darf indikativisch verstanden werden: Die Liebe ist eine Macht. „Der Liebe Göttlichkeit“ darf auch imperativisch verstanden werden, will Einladung sein: Lasst uns der Liebe vertrauen!

Zur Suche nach einem letztgültigen Sinn des Daseins

Der Astrophysiker Steven Weinberg gehört zu den Naturwissenschaftlern, die einen Theismus strikt ablehnen. Er ist der Ansicht, die Erde sei „nur ein kleiner Teil eines überwältigend feindlichen Universums“. „Je unbegreiflicher uns das Universum wird, um so sinnloser erscheint es auch.“ Einschränkend ergänzt er: „Ich meine nicht, dass die Naturwissenschaft uns lehrt, dass das Universum sinnlos sei, sondern nur, dass das Universum selbst keinen Hinweis auf Sinn liefert.“ Soweit es von der Sonne abhängt, kann das Leben auf der Erde noch fünf Milliarden Jahre lang erhalten bleiben - länger, als das Leben auf der Erde bis jetzt Bestand hatte und zehntausend Mal länger als die Geschichte des Homo sapiens bis jetzt dauerte. Ob unsere Erde mit der Sonne danach den Hitzetod oder den Kältetod erleidet, ist für unsere Gegenwart belanglos. Aber wenn die Entwicklung zu bewusstem Leben auf diesem Planeten nicht an Allmachtswahn oder Nihilismus, an Egoismus und Gewalttätigkeit scheitern soll, dann dürfen wir als seine Bewohner nicht von der Sinnlosigkeit unserer Existenz, sondern müssen von einem auch von der astrophysikalischen Entwicklung des Universums unabhängigen Lebenssinn überzeugt sein.

Mit der aus Jesu Lehre und Leben erkannten Macht der Liebe erhält unser Dasein auf dieser Erde genau diesen in der Ambivalenz der natürlichen vorkulturellen Evolution vermissten Hinweis auf einen unvergänglichen Sinn. Für diesen in der religiösen kulturellen Evolution aus der erkennbaren Macht der Liebe ableitbaren Sinn muss ein aufgeklärtes Christentum werben. Beweisen kann man auch diesen Sinn nicht. Zwar kann die Wirkmacht der Liebe in vielen Fällen nachgewiesen werden, aber sterbliche und unvollkommene Menschen können sich nie sicher sein, eine eingetretene Wirkung ihrer Bemühungen aus Liebe auch zu erleben. Insofern handelt es sich auch hier um einen Glauben, aber um einen Glauben, welcher der Vernunft nicht widerspricht, sondern für den gerade die Vernunft plädieren müsste. Darum werden auch christliche Gemeinden nicht überflüssig, sofern in ihnen nicht überholte Dogmen verteidigt werden, sondern zur Macht der Liebe ermutigt wird und Erfahrungen der Macht der Liebe gefeiert werden. Dazu dienen in der Bibel zahlreiche existenzielle Erfahrungen von Liebe und Leid, Schuld und Versöhnung, und das berechtigt auch aufgeklärte Christen weiterhin zur Beglückung durch christliche Kunst in Musik und Architektur, durch Kantaten in Domen.

Selbst wenn die Macht der Liebe scheitern sollte, wenn sie der Selbstsucht und dem Hass uneinsichtiger Menschen unterliegen sollte, wird ihr Sinn keineswegs hinfällig, behält sie doch Recht, bleibt Wahrheit und Leben auf ihrer Seite - ganz ähnlich und im Gleichklang mit dem Wort, welches das Johannes-Evangelium dem Liebe lehrenden und lebenden Jesus in den Mund legt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Johannes 14,6a).

Brigitte Hoffmann

Vom Pietismus zum freien Christentum

Zu den Richtungsänderungen in der Tempelgesellschaft

Dr. Brigitte Hoffmann, Gebietsleiterin der (dem Bund für Freies Christentum korporativ angeschlossenen) Tempelgesellschaft e.V., hielt im Juni 2006 bei der Tempelgründungsfeier eine Ansprache (abgedruckt in: „Warte des Tempels“, September 2006, S. 118-122). Wir bringen Auszüge. Deutlich wird: Man kann zu den eigenen religiösen Wurzeln stehen, auch wenn man sie kritisch betrachtet, und es kann in Glaubensgemeinschaften bei aller Kontinuität eine Kehrtwendung geben, wie in der Tempelgesellschaft vom Pietismus zum freien Christentum.

Auf dem Kirschenhardthof bei Ludwigsburg zogen im April 1856 die ersten Templerfamilien ein. Das war das innere Gründungsdatum der Tempelgesellschaft. Das äußere 1861 war nur die Reaktion auf den 1859 erfolgten Ausschluss aus der württembergischen evangelischen Landeskirche.

Wir hätten David Friedrich Strauß gewählt

Christoph Hoffmann (1815-1885), der Begründer der Tempelgesellschaft, und David Friedrich Strauß (1808-1874), der radikale Bibelkritiker, kandidierten im Wahlkreis Ludwigsburg gegeneinander bei der Wahl von 1848 für eine deutsche Nationalversammlung. Diese sollte für den neu zu schaffenden deutschen Nationalstaat eine Verfassung erarbeiten. Beide waren, ohne eigenes Zutun, zu Galionsfiguren einer „Partei“ erhoben worden, Hoffmann für die Pietisten, Strauß für die politisch und religiös Liberalen. Die Ludwigsburger Bürger - Kaufleute, Beamte - wählten Strauß, die Dörfer des Umlandes - die Überzahl des Wahlvolks - Hoffmann, der damit die Wahl gewann. Bei der Beschäftigung mit der Materie bestätigte sich mein „Verdacht“, dass wir heutigen Templer Strauß gewählt hätten und nicht Hoffmann, gleich in mehrfacher Hinsicht:

Strauß war, seit dem Erscheinen seines Buches „Das Leben Jesu, kritisch betrachtet“ (1835), der führende Vertreter einer wissenschaftlich fundierten kritischen Betrachtung der biblischen Texte und war zu dem Schluss gekommen, dass die Evangelien keine zuverlässigen historischen Berichte seien. Hoffmann hingegen geht davon aus, dass die gesamte Heilige Schrift vom Geist Gottes inspiriert und göttliche Wahrheit sei.

Strauß sieht klar und sagt deutlich, dass religiöser Streit irrelevant ist bei der Wahl in ein Gremium, das politische Probleme lösen soll, und er legt ein klares politisches Programm vor, was Hoffmann nicht getan hat.

Hoffmann trennt nicht zwischen Politik und Religion. Für ihn ist der Staat christliche Obrigkeit, die dafür verantwortlich ist und dafür sorgt, dass die gesamte Gesellschaft christlich denkt beziehungsweise glaubt und nach christlichen Grundsätzen handelt. Beispiel: Er hält es für untragbar, dass Theologen und andere, die mit Hilfe der Steuergelder von Christen ausgebildet werden, nachher für unchristliche Positionen eintreten, beziehungsweise für solche, die er für unchristlich hält. Strauß hingegen plädiert für einen religiös neutralen Staat, in dem Kirchenmitglieder und Sektenanhänger, Christen und Juden und Atheisten in jeder Hinsicht die gleichen Rechte haben.

Die historische wie die theologische Entwicklung haben, in den meisten Punkten, Strauß recht gegeben.

Nun wissen wir, dass Hoffmann später seine Haltung in manchen Punkten geändert hat. Schon in der Nationalversammlung in Frankfurt trat er für eine Trennung von Kirche und Staat ein, nachdem er erkannt hatte, dass der Staat, der hier geschaffen werden sollte, kein christlicher in seinem Sinne sein würde - keiner, dessen erste Priorität eine neue Christianisierung der Gesellschaft war.

Daraus resultiert seine neue Zielsetzung: die Schaffung neuer, im wahren Sinne christlicher Gemeinden, in denen das verwirklicht würde, was seiner Ansicht nach der Hauptinhalt der Botschaft Jesu war und was Kirche und Staat nicht verwirklichen konnten oder wollten: Gottesherrschaft auf Erden. Und das nicht in kleinen, mehr oder weniger sich selbst genügenden Enklaven wie Korntal, sondern in Jerusalem, weil die Propheten des Alten Testaments geweissagt hatten, dass Gott von dort seine Herrschaft aufrichten werde.

Ich denke, es war letztlich dieser vermessene Anspruch, der zum Bruch führte mit dem allgemeinen Pietismus, mit der Kirche, mit vielen von Hoffmanns engsten Freunden - ein Bruch, der umso schmerzlicher war, als er oft mitten durch die Familien ging. Gleichzeitig war es wohl gerade dieser vermessene Glaube, der der Bewegung der Jerusalemsfreunde - der für uns befremdliche Name war Programm - in dem Jahrzehnt bis zur Auswanderung gegen 10.000 Mitglieder einbrachte. Hier war für diejenigen, die ihren Glauben ernst nahmen, eine Möglichkeit, ihn nicht nur zu hören und zu verinnerlichen, sondern ihn zu leben, nicht nur in einem Alltag, der sich von dem der Nachbarn nur wenig unterschied, sondern in einer großen Tat, an die man seine ganze Existenz setzte, einer Tat für das höchste aller Ziele: dem großen Heilsplan Gottes für die Menschheit zum Durchbruch zu verhelfen.

Irrtümer und deren Korrektur

Die Geschichte des Siedlungswerks in Palästina wird im Allgemeinen betrachtet als eine Geschichte der Glaubensgewissheit, die Berge versetzt. Das ist sie, aber sie ist auch eine Geschichte der Unduldsamkeit, wie sie sich leicht mit Glaubensgewissheit verbindet.

Und sie ist die Geschichte einer Kette von Irrtümern. Ein Irrtum war schon die Grundlage der Unternehmung: Hoffmanns unbeirrbarer Glaube an die direkte göttliche Inspiration der Bibel, vor allem des Neuen Testaments und der Reich-Gottes-Visionen der Propheten, die er wörtlich und als Handlungsanweisung verstand, als einen Aufruf zur Sammlung des Volkes Gottes und zur Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Das war seine Wahrheit, und alle, die sie nicht akzeptierten, waren für ihn Feinde Christi, Diener des Bösen.

Irrtümer waren die neuen - auf der Johannes-Offenbarung fußenden - Interpretationen des Weltgeschehens als Zeichen des nahenden Weltendes („die siebte Posaune“, „das Tier aus dem Abgrund“, „die Hure Babylon“). Die Welt bestand weiter und war nicht wesentlich besser oder schlechter als zuvor.

Wichtiger war etwas anderes. Grundlegend für das Unternehmen war Hoffmanns Annahme, dass, wenn man diejenigen, die an das Reich Gottes glaubten, das Volk Gottes, zusammenbrächte, damit wahre christliche Gemeinden entstehen würden, Keimzellen für ein wachsendes Reich Gottes. Die Gemeinde auf dem Kirschenhardthof sollte das konkrete Beispiel dafür sein.

Nüchtern betrachtet, erwies sie sich eher als Gegenbeispiel. Nicht wegen der harten Lebensbedingungen - die wurden als notwendige göttliche Prüfung willig getragen -, sondern weil die 1860er-Jahre erfüllt waren von Spannungen und Auseinandersetzungen, die zum Teil mit unschönen Mitteln ausgetragen wurden. Die schwerwiegendste war der Streit um die Geistesgaben - Prophetie, Geistheilung, Dämonenaustreibung. Georg David Hardegg (1812-1879) hielt sie quasi für das Eintrittsbillett in das Reich Gottes und wollte alle Mittel auf ihren Erwerb konzentrieren. Mitglieder, die sich dem widersetzen, wurden angegriffen und herabgewürdigt. Als Hoffmann einen Betrug auf diesem Gebiet aufdeckte, war das Thema für den Moment erledigt. Der Grund war wohl, dass gleichzeitig der Beginn der Auswanderung anstand und man sich einen Streit unter den Führern nicht leisten konnte, sondern alle Kräfte auf das große Ziel konzentrieren wollte. Dass beide Seiten die Selbstüberwindung, die dazu gehörte, aufgebracht haben, zeigt, wie ernst sie ihr großes Ziel nahmen.

Auch wenn die Gruppe der ersten Templer von teilweise falschen Voraussetzungen ausgegangen ist, haben sie doch etwas Gutes geschaffen, etwas, das außer ihnen niemand für möglich gehalten hatte. Dass es möglich wurde, hat viel mit ihrer Glaubensgewissheit zu tun, die ihnen den Mut gab zum Einsatz ihrer ganzen Existenz und die Kraft, alle Schwierigkeiten zu überwinden, aber auch damit, dass sie und ihre Nachfolger immer wieder die Nüchternheit aufbrachten, Haltungen, die sich als falsch erwiesen, aufzugeben - manchmal stillschweigend, manchmal in offener Wende.

Das war so, als die Hardegg'sche Konzeption der Verfolgung der Geistesgaben verworfen wurde, was - neben anderem - zum Austritt Hardeggs und eines Drittels der Haifaner Templer führte; ebenso, als Hoffmann 1877 fast das ganze kirchliche Dogma verwarf (das er in der Gründungszeit noch voll akzeptiert hatte), weil es nicht biblisch sei, dem gesunden Menschenverstand und dem Gottesverständnis Jesu widerspreche und dem Trachten nach dem Reich Gottes eher hinderlich sei, was den Austritt weiterer Mitglieder zur Folge hatte; oder

als 1893 Christoph Hoffmann II aus seiner Erkenntnis, dass die bisherige Finanzierung nur aus freiwilligen Spenden nicht ausreichte und eine vernünftige Finanzplanung unmöglich machte, die Konsequenz zog, eine Tempelsteuer zu erheben. Das trug ihm den Vorwurf mangelnden Gottvertrauens ein, und eine weitere Gruppe spaltete sich ab - machte allerdings diesen Schritt einige Jahre später wieder rückgängig.

Schon der Gründer selbst war von der selbstherrlichen Gewissheit seiner Anfangsjahre abgerückt, dass er den Heilsplan Gottes mit der Menschheit richtig deuten und in Ausführung bringen könne. In „Okzident und Orient“ (1875) heißt es deutlich bescheidener: „Da wir nicht in die Ratschlüsse des Allmächtigen zu blicken vermögen, so sind wir auf den Fall gefasst, dass unsere Kräfte und Mittel sich erschöpfen und dass also unsere Unternehmung scheitern sollte. Wir würden auch dann unsere Schritte nicht zu bereuen haben, weil sie in Richtung auf das, was Gott will, getan sind und dass alsdann auch das, was wir getan und gelitten haben, wie klein es auch im Verhältnis zu den Geschicken der ganzen Menschheit sein mag, dennoch nicht wirkungslos und nicht verloren sein wird.“

Das große Ziel bleibt: das Trachten nach dem Reich Gottes

Das können wir auch heute noch unterschreiben - auch wenn wir heute vieles anders sehen als die Gründer. Ihre Unternehmung war nicht die große Heilstat, als die sie selbst sie sahen. Ihre Geschichte ist eine durchwachsene, in der Gutes und - aus unserer Sicht - Negatives eng ineinander verwoben sind. Trotzdem, oder gerade deshalb, können sie uns auch heute noch Vorbild sein. Nicht in ihrer Glaubensgewissheit. Die haben wir nicht mehr, die kann man nicht lernen, und es ist fraglich, ob man danach streben sollte. Aber in ihrer unbedingten Einsatzbereitschaft und in ihrer Bereitschaft, Irrtümer zu erkennen, zuzugeben und zu korrigieren und dabei doch festzuhalten an dem einen großen Ziel: dem Trachten nach dem Reich Gottes.

Das war die Grundidee der Tempelgesellschaft, und sie ist es geblieben, auch wenn wir sie heute anders interpretieren als die Gründer. Wir glauben nicht mehr wie sie, dass Reich Gottes sich weltweit verwirklichen lässt als ein Zustand ewiger Harmonie, und erst recht nicht, dass wir einen Weg dorthin wüssten. Wir können das Wirken Gottes in der Geschichte nicht deuten. Aber wir geben noch immer Christoph Hoffmann recht, wenn er im Streben danach einen immer neuen göttlichen Auftrag an uns und an alle Menschen sieht: das Bemühen, mit unseren begrenzten Kräften, an unserem begrenzten Platz, beizutragen zu dem, was er als „Vervollkommnung der Welt und des Menschen“ bezeichnete.

Bücher

Reinhold Bernhardt: Ende des Dialogs? Die Begegnung der Religionen und ihre theologische Reflexion, Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2005 (ISBN 3-290-17391-7), 293 Seiten. 24 Euro.

Reinhold Bernhardt ist Professor für Systematische Theologie mit Arbeitsschwerpunkt „Theologie der Religionen“ an der Theologischen Fakultät der Universität Basel und bereits in den 1990er-Jahren mit Arbeiten besonders zur pluralistischen Religionstheologie hervorgetreten. Im vorliegenden Buch plädiert er für eine Fortführung des interreligiösen Dialogs trotz bzw. gerade wegen seiner Gefährdungen durch fundamentalistische Gegenströmungen. Dabei geht es nicht „um eine Bestandsaufnahme der praktischen Dialogarbeit, sondern um die damit verbundenen Grundsatzfragen“ (S. 12). Diese Fragen werden auf drei Ebenen erörtert, die die drei Teile des Buches bilden.

Im ersten Teil wird der „Dialog der Religionen als Paradigma interreligiöser Beziehungen“ untersucht. Dabei werden nach Begriffsklärungen („Dialog“, „Religion“, „Dialog der Religionen“) die „dialogische Wende“ in den interreligiösen Beziehungen sowohl in der römisch-katholischen Kirche wie in der Ökumenischen Bewegung sowie die Versuche theologischer Reflexionsarbeit im Zusammenhang mit dem Dialogprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) dargestellt. Abschließend werden die Parallelen zwischen ökumenischem und interreligiösem Dialog hervorgehoben, natürlich

ohne dass damit die Unterschiede geleugnet werden sollen.

Im zweiten Teil befasst sich Bernhardt mit der „Hermeneutik der Religionen“. „Der dabei verwendete Begriff von interreligiöser Hermeneutik ist weit gefasst. Er schließt alle Reflexionen auf das Verstehen, Deuten und Beurteilen von Religion und interreligiöser Kommunikation ein“ (S. 12). Demzufolge kann man hier nicht nur einiges zum Verstehen des Anderen sowie zum Mitteilen des Eigenen in der Begegnung verschiedener religiöser Innenperspektiven lesen. Man erfährt auch etwas zum Pluralismusbegriff, besonders zu den Prozessen der „Pluralisierung der Kultur- und Religionslandschaften“ sowie der des „Wirklichkeits-, Geschichts- und Wahrheitsverständnisses“. Darüber hinaus werden Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus als „Urteilhaltungen“ in der interreligiösen Begegnung auf drei Bedeutungsebenen (Ebene des interreligiösen Begegnungsgeschehens, geltungstheoretische Ebene, religionstheologische Ebene) thematisiert, wird das Problem christlicher Identität angesichts des Synkretismusvorwurfs an die Adresse des interreligiösen Dialogs erörtert und wird schließlich das Verhältnis von Außen- und Innenperspektive nicht zuletzt in Bezug auf die Beziehungen zwischen Religionswissenschaft und Theologie dargelegt.

Der abschließende dritte Teil diskutiert Grundprobleme der Theologie der Religionen. Dabei geht es zum einen um eine „pluralistische“ Religionstheologie, besonders um die von John Hick. Zum andern aber geht es um Bernhardts eigenes religionstheologisches Konzept, das er als „mutualen [gegenseitigen] Inklusiv-

vismus“ bezeichnet. Darunter versteht er einen „hermeneutischen Inklusivismus“, der die anderen Religionen keineswegs vereinnahmen und von vornherein abwerten möchte. „Fernab von allen Superioritätsansprüchen geht er davon aus, dass Verstehen immer Integration des zu Verstehenden in den Referenzrahmen des von der eigenen Tradition geprägten Vorverständnisses ist“ (S. 209). „Als binnenchristliche Denkbewegung kann auch die religions-theologische Reflexion nicht anders, als von der Wahrheitsgewissheit der eigenen christlichen Glaubensgrundlagen auszugehen und diese deutend und auch urteilend auf andere religiöse Traditionen und auf die Vielfalt der Religionen insgesamt anzuwenden“ (S. 211f). Die „Mutualität“ [Gegenseitigkeit] besteht darin, dass eine solche Binnenperspektive auch den anderen religiösen Traditionen zugestanden wird. Bei alledem ist Bernhardt davon überzeugt, dass diese jeweilige religiöse Binnenperspektive unvermeidlich ist.

Ein kurzes Plädoyer für den interreligiösen Dialog mit seiner Relevanz auf verschiedenen Ebenen sowie ein Personenregister beschließen das kenntnisreiche Buch.

Bernhardt erweist sich als überaus kundig. Freilich mag ihn das an manchen Stellen dazu verführen, sich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren (besonders zum Dialogprogramm des ÖRK) und folglich die systematischen Problemstellungen etwas aus den Augen zu verlieren, an denen ihm doch vorrangig gelegen ist. Zudem ist Bernhardts Sprache häufig unnötig kompliziert und zum Teil geschwollen (etwa „differenzharmonisierende Identifizierung“, „dialogische Beziehungsbestimmung und –gestaltung“). Dass sein Kon-

zept des „mutualen Inklusivismus“ nicht nur umstritten, sondern auch meines Erachtens nicht stichhaltig ist, sei hier nur angemerkt. Doch wer seinen Kenntnisstand und seine Diskussionskompetenz hinsichtlich der Probleme des interreligiösen Dialogs sowie der Religionstheologie erweitern möchte, findet in Bernhardts Buch eine kundige, von liberalem Denken geprägte Anleitung.

*Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller,
Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach*

Sung-Hee Lee-Linke (Herausgeberin): Auferstehung oder Reinkarnation? Die Frage nach Gnade und Karma im christlich-buddhistischen Dialog, Otto Lembeck Verlag, Frankfurt am Main 2006 (ISBN 3-87476-498-2), 135 Seiten. 14,80 Euro.

Reinkarnationsvorstellungen haben heutzutage in der sogenannten westlichen Welt Konjunktur – aus durchaus unterschiedlichen Gründen. Insofern greift das vorliegende Bändchen, dessen Herausgeberin aus Südkorea stammt und Studienleiterin an der Evangelischen Akademie im Rheinland ist, eine aktuelle Problematik auf. Bis auf eine Ausnahme gehen die Beiträge auf eine Tagungsreihe der Evangelischen Akademie im Rheinland zurück, die seit 2004 jährlich unter dem Titel „Christentum und Buddhismus in Europa“ stattfindet.

Die einzelnen Beiträge befassen sich nicht mit dem christlich-buddhistischen Dialog, sondern stellen die christliche bzw. buddhistische Tradition bzw. Sicht dar. So referiert Martin Honecker in gewohnter christlicher Theologenmanier ausgiebig und kundig über die christliche Tradition

zu „Gnade, Glaube und Werke“. Rainer Stuhlmann befasst sich mit menschlichen und biblischen Hoffnungen über den Tod hinaus und geht dabei nur ganz am Rand auf die Reinkarnationsvorstellung ein. Buddhistische Beiträge wiederum erzählen von ihrem Weg zum Buddhismus (Shih Miao Shiang; Stefan Lansmich) oder erläutern knapp die buddhistische Karmalehre (Thich Hanh Tan).

Oliver Petersen stellt „Tod und Reinkarnation aus buddhistischer Sicht“ dar, wobei diese Sicht offenbar die des tibetischen Buddhismus ist. Interessant sind immerhin seine Argumente für die Wiedergeburt: (1) Der Glaube an die Wiedergeburt ist eine Hypothese, die bisher nicht nachweislich widerlegt ist und deshalb diskutabel bleibt. (2) Erhärtet wird diese Hypothese vor allem durch die philosophische Lehre, wonach Materie und Geist unterschiedliche Substanzen mit unterschiedlichen Ursachen sind. Wie die Materie so besteht auch der Geist in einem unendlichen Kontinuum. Das aber besagt: „Der Anfang dieses Lebens kann nicht wirklich der Anfang des Geistkontinuums gewesen sein. Es muss der Geist eines früheren Lebens dazukommen und das Karma, das in diesem Geist gespeichert ist. Alle Substanz setzt sich ja weiter fort und so eben auch der Geist. Es wäre ziemlich absurd zu glauben, dass die Materie ein unendliches Kontinuum hat und ausgerechnet der wichtigste und kraftvollste Faktor im Leben, der Geist, nicht“ (S. 55). (3) „Andere Anhaltspunkte für die Realität der Wiedergeburt sind etwa Erinnerungen an frühere Leben, Hypnose- und Nahtoderfahrungen, Zwillings- und Wunderkinderforschung, Anlagen und Instinkte und die

Autorität von Personen, die solche Aussagen machen“ (S. 55). Es wäre sicher lohnend, vor allem Argument (2) einmal mit der frühbuddhistischen Anatta-Lehre zu konfrontieren, wonach es kein beständiges menschliches Ich bzw. Selbst gibt und womit sich der Buddha scharf von der hinduistischen Lehre vom ewigen Atman (Selbst) als Gegenstück zum ewigen Brahman absetzte. Petersen diskutiert diese Frage freilich nicht.

Demgegenüber macht Ulrich Dehn in seinem Beitrag zu „Wiedergeburt – Reinkarnation – Auferstehung“ darauf aufmerksam, dass die Anatta-Lehre für den Reinkarnationsgedanken erhebliche Probleme mit sich bringt. Immerhin hat daraufhin ein Gelehrter die Hypothese vertreten, diese Lehre sei mit dem Reinkarnationsgedanken völlig unvereinbar. Diesen betrachtete er folglich als späteren Zusatz zur Botschaft des Buddha, der dazu dienen sollte, „die Lehre wieder dem hinduistischen Umfeld anzunähern“ (S. 13f). Dehn vertritt überdies die bemerkenswerte These, dass Auferstehungs- und Reinkarnationsvorstellungen auf unterschiedliche Fragen antworten und dass das dem Reinkarnationsglauben vergleichbare Element in der christlichen Tradition eher die Rechtfertigungslehre ist. Denn Auferstehung ist Einkehr ins ewige Leben, während Reinkarnation Rückkehr ins zeitliche Leben ist, sofern aufgrund negativen Karmas die Erlösung noch nicht erreicht wurde.

In seinem zweiten Beitrag „Menschenbild und Weg zur Erlösung“ versucht Dehn, die unterschiedlichen Erlösungswege und Menschenbilder in Buddhismus und Christentum zu verdeutlichen, wobei er auf Entwicklungen sowohl im Bud-

dhismus (Amida-Buddhismus, Nichiren-Buddhismus) wie im Christentum (Mystik) hinweist, die beide Traditionen unübersehbar einander annähern.

Ein merkwürdiger Beitrag ist schließlich der von Werner Thiede „Reinkarnation und Seelenwanderung. Warum ich nicht daran glaube“. Thiede trägt seine Argumente kraftvoll vor, wobei die Diktion zuweilen anmaßend bzw. abqualifizierend erscheint. Andererseits diskutiert er über weite Strecken offenbar an der buddhistischen Reinkarnationslehre vorbei, wie bereits der von ihm verwendete Ausdruck „Seelenwanderung“ anzeigt, und scheint sich eher mit einschlägigen esoterischen Auffassungen auseinanderzusetzen.

Die Beiträge von Dehn und Petersen sind besonders instruktiv. Sie zu lesen lohnt sich sicher für die, die an der Problematik von Auferstehung, Gnade, Karma und Reinkarnation im christlich-buddhistischen Dialog und darüber hinaus interessiert sind. Aber auch Thiedes Argumente sind nicht zu verachten, wenn man sie auf moderne, in der sogenannten westlichen Welt kursierende Reinkarnationsvorstellungen bezieht.

*Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller,
Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach*

Georg Ballod: Die Chance des Christentums. Ein Disput zu kirchlichen Perspektiven (Beiträge zu Zeitfragen, herausgegeben von Georg Ballod, Heft 5), Berg-Verlag Georg Ballod, Marnheim 2006 (ISBN 978-3-9804248-9-9), 80 Seiten, 8 Euro (im Buchhandel; oder bei Direktbestellung zu versandkostenfreiem Bezug: Berg Verlag, Bergstraße 17, 67297 Marnheim, Fax 06352-740807).

In bewährter Weise führt Ballod allgemeinverständlich und aufgelockert in theologische und religiöse Grundfragen ein, wie sie gegenwärtig diskutiert werden, und er setzt dabei eigene Akzente. Ein Blick in den teilweise kommentierten Anmerkungssteil zeigt, dass er gerne auf Autoren aus dem Umkreis des Bundes für Freies Christentum zurückgreift (vor allem Hans-Hinrich Jansen und Gustav Mensching) und sich auch auf Beiträge in der Zeitschrift „Freies Christentum“ bezieht.

Zusätzlich unterhaltsam ist das handliche Büchlein, das auch viel griffige Basisinformation enthält, durch die Form eines Disputs zwischen einer Theologin, die kenntnisreich Gesichtspunkte aus der gegenwärtigen theologischen Diskussion einfließen lässt, einem Gemeindeglied, das eine dezidiert evangelikale Position vertritt, einem Religionswissenschaftler, der die Zweifel an der christlichen Botschaft ernst nimmt und auf gedankliche Klarheit drängt, und dem Autor selbst, der thesenartig zusammenfasst und weiterführt. „Die Chance des Christentums“ wird in neun Abschnitten bedacht: (1) Warum ein Disput? (2) Was ist Religion? (3) Religion-wozu? (4) Religion und „Ersatz-Religionen“ (5) Was ist das Besondere am Christentum? (6) Welcher Christ hat den richtigen Glauben? (7) Wie tolerant darf ein Christ sein? (8) Was ist für den Christen höchste Autorität? (9) Was ist die Chance des Christentums?

Die gegenwärtige weltanschauliche Sinnkrise, die Bedrohung durch ökonomische Zwänge, die Infragestellung religiöser Wahrheit durch manche Naturwissenschaftler, etwa aus dem Bereich der Hirnforschung, die Gegebenheit konkurrieren-

der Konfessionen und Religionen sowie kirchenpolitische Überlegungen wie das „Perspektivenpapier“ der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) über eine „Kirche der Freiheit“ sind einbezogen und auf die den Augenblick überdauernden religiösen Grundthemen bezogen.

Redlichkeit und Ehrlichkeit in Glaubensfragen; auf der Suche bleiben statt fundamentalistischen Kurzschlüssen zu folgen; Wort Gottes im Menschenwort und überhaupt in den verschiedensten irdischen Vermittlungen; der immer größere Gott in Symbolen, in Gleichnissen auszudrücken; die Balance zwischen der unerforschlichen Seite Gottes und dem, dass er sich offenbart, wo, wann und wie er will; Gott selbst die alleinige Autorität für die Einzelnen und für die Kirche: das sind Grundgesichtspunkte des erfrischenden Büchleins.

„Wer sich nicht im Besitz der ‚alleinigen Wahrheit‘ wähnt, kann angstfrei mit anders Denkenden offen reden“ (S. 62).

Ein Schlüsselgedanke ist das Angewiesensein darauf, dass sich Gott uns mit seinem Geist zuwendet: „Nur aus eigener Erfahrung kann ich gewiss werden, dass ich aus Gottes Gnade leben darf. In der Stille spüre ich das. An hellen und an trüben Tagen“ (S. 53). „Jeder Christ lebt davon, dass sein persönlicher Glaube unablässig durch Gottes unerforschlichen Geist begründet wird“ (S. 50). Das heißt auf den Buchtitel zugespitzt: „Die einzige Chance für das Christentum besteht darin, dass der lebendige Gott bei uns ist und bleibt und einzelnen Menschen ‚Herz und Bewusstsein wandelt, wann und wie er will““ (S. 61).

Andreas Rössler

Leser-Echo

*Zu: „Göttliches und menschliches Wirken“
(Freies Christentum 5/2006, S. 113-115)*

Mit dem Wort von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ hat sich Gott durch Albert Schweitzer allen Menschen zugewandt, den Gläubigen aller Religionen und den Menschen, die nicht an Gott glauben. Schweitzer engagierte sich für die ethische Erneuerung der ganzen Menschheit.

Die Vorstellungen und Glaubenssätze des Christentums gehören dem versunkenen antiken Weltbild an. Jesus war Jude, übernahm das Gute und Wahrhaftige seiner Religion, vertiefte und erweiterte es.

Schweitzer war gläubiger Christ; seine Ethik gründet in der Nachfolge Jesu. Durch die Verwirklichung der Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ kommt die ganze Schöpfung dem Reich Gottes näher. In dem Augenblick, in dem Menschen aus gemeinsamen Wert- und Zielvorstellungen, die für sie sinnstiftenden Charakter haben, ihr Leben gestalten, beginnt Religion. Die Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ ist eine alle Menschen und Tiere vereinende ökologisch-humanistische Universalreligion.

*Karin Müller, Aschhausenstr. 9,
97922 Lauda-Königshofen*

Zu: „Aufgeklärte Religion“ (Freies Christentum 1/2007, S. 141-143)

Papst Benedikt XVI. zitierte am 12. September 2006 in Regensburg einen byzantinischen Kaiser aus einem Streitgespräch von 1391, wonach Mohammed „nur

Schlechtes und Inhumanes“ gebracht hat. Dies war ungeschickt bzw. unüberlegt, denn er wollte mit seinem Vortrag eigentlich eine Bekehrung durch Gewalt ablehnen und zum Dialog auffordern. Er führte dann allerdings das Zitat fort: „Nicht vernunftgemäß zu handeln ist dem Wesen Gottes zuwider.“ Diese Aussage des Kaisers benutzte der Papst, um dem Islam die Vernunft abzuspochen: „Für die moslemische Lehre [...] ist Gott absolut transzendent. Sein Wille ist an keine unserer Kategorien gebunden und sei es die Vernünftigkeit.“ Er wollte damit ausdrücken, der Islam vernachlässige die allem Göttlichen innewohnende Vernunft, der Westen dagegen setze zu sehr auf die Vernunft und grenze damit das Göttliche aus.

Diese Verteilung der Rolle der Vernunft stimmt aber historisch nicht. „Der Islam trug wesentlich dazu bei, dass die Vernunft in das christliche Abendland Einzug gehalten hat. Die Aufklärung war doch gerade eine Reaktion auf das Verhalten der Kirche. Der Koran appelliert an die Vernunft des Menschen“ (so A. A. Köhler, der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime). Nachdem in der Antike der Hellenismus zunächst das Christentum beeinflusst hatte, gingen im Mittelalter unter der Herrschaft der Kirche die großartigen Früchte des griechischen Denkens verloren. Nur der Islam bewahrte sie und entwickelte sie weiter. Erst viele Jahrhunderte später bekam das christliche Europa über die Araber in Sizilien und Spanien wieder Kenntnis von den Großtaten des christlichen Geistes. Das Abendland wurde Erbe des Griechentum einzig durch den Islam. Auch im zweiten Punkt muss man Köhler zustimmen: Für die Ver-

nunft war der Islam viel aufgeschlossener als das Christentum. Tatsächlich setzte besonders die katholische Kirche auf Gehorsam statt auf vernunftgemäßes Denken und bekämpfte Letzteres bis in die Neuzeit. Die Rede des Papstes hat die geschichtlichen Tatsachen unzulässig umgekehrt, um dem Islam zu viel Emotion, dem Westen zu viel Rationalität in ihrer gegenwärtigen Verfassung vorzuwerfen.

Der ehemalige Theologieprofessor Joseph Ratzinger bestritt deutlich die Vernünftigkeit des Islam. Typisch für ihn war auch die Zitierung eines Byzantiners: nach seiner Auffassung ist die Inkulturation des Christentums in den Hellenismus die einzige, die der heilige Geist bewirkt hat. Diese geistige Ausformung, die vor allem die Christologie wesentlich veränderte und den Menschen Jesus mit seinem Gott gleichsetzte, kann auch der konservative Papst nicht leugnen. Als Folge davon erstreckt sich für Benedikt XVI. Ökumene fast nur auf die Ostkirchen.

*Otmar Kurrus, Tannenweg 7,
79183 Waldkirch*

Personen

Paul Schwarzenau gestorben

Professor Dr. Paul Schwarzenau, langjähriges Mitglied des Bundes für Freies Christentum und häufiger Referent bei dessen Jahrestagungen, ist am 16. November 2006 gestorben. Der am 19. November 1923 geborene Theologe und Religionswissenschaftler war im Bund für Freies Christentum als origineller und eigenwilliger Denker und als liebenswürdiger

Mensch hoch geschätzt. Schwarzenau war zuerst Gemeindepfarrer, dann Studentenfarrer und Professor für Evangelische Theologie und ihre Didaktik und Religionswissenschaften an der Universität Dortmund. Er war Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender der Christlich-Islamischen Gesellschaft (CIG) und 1989 Mitbegründer der Interreligiösen Arbeitsstelle (INTR^oA).

Im Kreuz Verlag Stuttgart ist von ihm erschienen: „Korankunde für Christen“ (1982); „Das göttliche Kind. Der Mythos vom Neubeginn“ (1984), „Das Kreuz. Die Geheimlehre Jesu“ (1990), „Das nachchristliche Zeitalter. Elemente einer planetarischen Religion“ (1993; erste Fassung „Der größere Gott. Christentum und Weltreligionen“, 1977 im Radius Verlag Stuttgart). Im Böhlau Verlag Köln: „Welt-Theologie. Gesammelte Aufsätze“ (1998); „Ein Gott in allem. Aufsätze zum Gottesbild der Religionen“ (1999).

Wir zitieren aus dem Nachruf der Interreligiösen Arbeitsstelle (INTR^oA; in 58766 Nachrodt, Postfach 1201) vom 20. November 2006:

„Paul Schwarzenau hat den Weg der Erkenntnis vollendet. Wir sind dankbar, dass wir eine Zeit lang seine Weggefährten sein durften. [...] Als konsequenter und gleichzeitig kreativer Denker hat er durch die Verbindung von Theologie, Religionswissenschaft, Tiefenpsychologie, Anthroposophie und Esoterik - oft seiner Zeit voraus - als Pfarrer in Hemer und Hochschullehrer in Dortmund dogmatische Verkrustungen aufgebrochen und neue Horizonte der interreligiösen Begegnung eröffnet. Er hat dies durch sein Engagement in der Wahr-Nehmung des Anderen

und in demütiger Offenheit auch nach seiner Emeritierung konsequent weiter geführt, und zwar im Sinne einer notwendigen Komplementarität der Religionen. Einer seiner visionären Sätze ist zum Motto unserer Arbeitsstelle geworden: „Alle Religionen bedürfen einander, nicht nur in ihren Gemeinsamkeiten, sondern auch in ihren Unterschieden, durch die sie einander ergänzen. Wir sollen in der eigenen Religion daheim und in der anderen Gäste sein, Gäste – nicht Fremde.“ Wir wissen Paul Schwarzenau nun dort daheim, wo man keine Synagogen, Kirchen und Tempel mehr braucht, denn dort ist die Sonne Gottes selbst Synagoge, Kirche und Tempel.“

(In Freies Christentum 5/2003, S. 102-106, war Paul Schwarzenau anlässlich seines 80. Geburtstags von Hellmut Haug gewürdigt worden.

In Freies Christentum 2/2007 wird ein Aufsatz von Schwarzenau zum Thema „Symbole vieler Welten sprechen zu mir“ abgedruckt werden.).

Andreas Rössler

Jahrestagung 2006

Aus der Mitgliederversammlung 2006 des Bundes für Freies Christentum

Über den thematischen Teil der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum vom 22. bis 24. September 2006 in Bremen wurde in Freies Christentum 6/2006 auf S. 164-168 berichtet.

tet. Hier folgt der Bericht über die Mitgliederversammlung vom 23. September.

(1) Zur Öffentlichkeitsarbeit: (a) Der neue Handprospekt („Flyer“) des Bundes liegt vor. (b) Der Internet-Auftritt des Bundes wird von Pfarrerin Dorothea Zager verantwortlich weiterbetreut. Er findet guten Zuspruch. (c) Die Veröffentlichung von auf den Jahrestagungen gehaltenen Vorträgen konnte mit dem von Werner Zager herausgegebenen Band „Ich und Du – Mensch und Gott. Im Gespräch mit Martin Buber“ (Neukirchener Verlagshaus, Neukirchen-Vluyn 2006) fortgesetzt werden. (d) In „Deutsches Pfarrerbblatt“ und „Publik-Forum“ konnte auf die Jahrestagung 2006 hingewiesen werden. (e) Die Zusammenarbeit mit der Evangelischen Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau floriert.

(2) Die Vorträge der Jahrestagung 2006 sollen in einem „Forum-Heft“ dokumentiert werden.

(3) Die Jahrestagung 2008 ist auf den 26. bis 28. September 2008 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar festgesetzt (die Mitglieder befürworteten überwiegend diesen Termin und nicht die Alternative 7. bis 9. November). Das Thema der Jahrestagung 2008 ergibt sich aus dem Anlass „60 Jahre Bund für Freies Christentum“. Als Themen für spätere Jahrestagungen werden erörtert: „Musik im freien Christentum“ und „Ist Bi-Religiosität unsere Zukunft?“

(4) Es werden Vorschläge erörtert, auch im Norden Deutschlands (ähnlich wie in Württemberg) Regionaltreffen des Bundes zu veranstalten.

(5) Zu den derzeit 139 Einzelmitgliedern des Bundes kommen die korporativen Mitglieder (Tempelgesellschaft und St. Remberti-Gemeinde in Bremen).

(6) Die Frage einer leichten Erhöhung der Jahresbeiträge (dazu Freies Christentum 1/2006, S. 28) soll auf die Tagesordnung der Mitgliederversammlung 2007 gesetzt werden.

Andreas Rössler

Termine

Regionaltreffen in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

24. März 2007. Professor Dr. Werner Zager: „Der Briefwechsel Albert Schweitzers – eine Fundgrube theologischer und philosophischer Gedanken“.

7. Juli 2007. Pfarrer Heinrich Frommer: „Der Problemfall Augustin“.

10. November 2007. Pfarrer Wolfram Zoller: „Die Poesie bei David Friedrich Strauß“.

Jahrestagung 2007 des Bundes für Freies Christentum

21. bis 23. September in der Evangelischen Akademie Bad Boll.

Thema: „Führt Wahrhaftigkeit zum Unglauben? David Friedrich Strauß (1808-1874) als Bibelkritiker und Philosoph“.

(Einzelheiten dazu in Nummer 2/2007.)

Feuerwerk und Diamant

„Ich/ bin das Licht!/ ruft mit viel Getue das Feuerwerk - / und erlischt /nach wenigen Sekunden./
Der Diamant./ der ewig strahlt./ spricht über sein Licht niemals.“

Zugegeben, wer diesen Spruch zum ersten Mal liest – er stammt von dem indischen Autor Hazrat I. Khan, einem Sufi, also einem Mystiker des Islam - , ist wohl irritiert. Was soll er bedeuten? Doch bald wird klar, dass mit dem Feuerwerk und dem Diamanten Menschen gemeint sind. Aber was für welche ?

Feuerwerk, das steht offenbar für Menschen, denen das „Ich“ das Wichtigste ist. Sie wollen im Mittelpunkt stehen, beachtet, ja bewundert werden. Das Wort „Ich“ benutzen sie auffällig oft (und gerne am Satzanfang). Um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, machen sie viel Getue und schmücken sich auffällig. Sie reden gerne vom Licht und loben sich, weil sie so viel haben. Aber das Licht, das sie ausstrahlen, ist nicht das göttliche Licht der Demut und der Liebe; es ist ein überhebliches, egoistisches Licht. Es hat darum keine Dauer, es hält einer Prüfung nicht stand.

Wie anders sind dagegen die Menschen, die hier mit einem Diamanten verglichen werden: Sie sind still und erfüllen unauffällig und behutsam den Auftrag, den Gott ihnen gegeben hat. Sie helfen anderen Menschen, stützen und ermutigen sie, geben ihnen Orientierungshilfe, ohne sie einzuengen. Sie ermöglichen ihnen Heilung und Heil. Kurz: Sie geben das göttliche Licht weiter, das sie empfangen haben. Sie lassen es durch sich fließen; sie spiegeln es wie ein Diamant. Aber sie setzen sich nicht gleich mit dem göttlichen Licht. Und sie schweigen darüber, weil sie wissen, wie leicht Aussagen dazu als Eigenlob missverstanden werden.

Für mich ist dieser Text keine Aufforderung, andere Menschen zu durchschauen und womöglich zu verurteilen. Für mich ist dieser Text ein Appell, mich selber zu durchschauen, mein eigenes Verhalten immer wieder kritisch zu prüfen und, soweit es irgend geht, zu ändern.

Thomas Hoffer

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619.

E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum

wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).